

Revolution auf vier Rädern

Warum es Autobauer nach Israel zieht

NEUER STREIT UM EINE ALTE STADT

UNESCO betont das muslimische Erbe Hebrons

KLEINES LAND SUCHT GROSSEN KONTINENT

Israels Charmeoffensive in Afrika





HEBRON
Die umstrittene Stadt



MÜNCHEN 1972
Ein würdiger Ort der Trauer



AUTOINDUSTRIE
Israel fährt voraus

Israel zum Anschauen

Für Hauskreise und Gemeinden besteht die Möglichkeit, ein hochwertiges Filmerlebnis in ihre Gemeinderäume und Wohnzimmer zu bringen. Der Film „I am Israel“ beschreibt das Land und das Volk Israel und ist aufgrund seiner wunderbaren Filmaufnahmen auch für Nicht-Englischsprachige sehenswert.



Der Film „I am Israel“ will die Solidarität der Christen zu Israel fördern

Ein Urgroßvater nimmt seine Enkel auf einen Berg bei Nablus, der biblischen Stätte Sichem. Der Film beginnt mit den Worten des Mannes, unweit der Eiche More, die in 1. Mose 12,6 erwähnt ist: „Ich glaube an Israel. Auf diesem Berg hat Gott meinem Volk ver-

sprochen, dass er auf uns aufpassen würde. Wir halten an Gottes Versprechen fest. Dieser Ort ist ein Berg des Segens.“

Der 35-minütige Film in Kinoqualität ist eine Liebeserklärung an Israel: Neben hochwertigen Naturaufnahmen berichten sechs Einwanderer aus Amerika und der ehemaligen Sowjetunion, was das Land Israel so besonders für sie macht. Der Regisseur des Films, David Kiern, sagt auf der Website der Initiative: „In unseren Tagen erfährt das Volk Israel Hass und Verurteilung durch einen Großteil der Welt. Für uns Christen gab es noch nie so eine gute Gelegenheit, dem Volk, dem wir die Bibel zu verdanken haben, unsere Liebe zu zeigen.“

Kiern teilt mit: „Was sich heute in Israel abspielt, ist aus film-dramaturgischer Sicht unglaublich fesselnd. Eine meiner Lieblingsaussagen des Films stammt von dem Winzer Jakob Berg, der mir sagte, dass Israel der beste Beweis dafür ist, dass Gott existiert und heute in unserer Welt agiert. ... In einer Zeit, in der sich Weltführer gegen Israel stellen, sollten wir Christen zu Israel stehen.“

Es handelt sich um eine Gemeinschaftsproduktion von Kiern, der jüdischen „Stiftung Elul 25“ und der christlichen Organisation „HaYovel“, die Christen ermöglicht, ihre Arbeitskraft bei der Weinernte Israelis zur Verfügung zu stellen. Die Arbeit ist motiviert durch Jeremia 31,5: „Du sollst wiederum Weinberge pflanzen an den Bergen Samarias“.

Wer den Link zum Download erhalten möchte, muss auf der Homepage www.iamisrael.com seinen Namen, die E-Mail-Adresse sowie den Namen der Kirche angeben.

Mirjam Holmer

7 ALIJA

Einwanderer verabschiedet

8 AUSSENPOLITIK

Zurück nach Afrika

12 INTERVIEW

„Israel war ein blinder Fleck“

**14 BUCH-
VORSTELLUNG**

Eine außergewöhnliche Rettung

15 FIKTION50 Jahre nach dem
Sechs-Tage-Krieg**IMPRESSUM****Herausgeber**

Christlicher Medienverbund KEP e.V.

Postfach 1869

D-35528 Wetzlar

Telefon +49 (64 41) 91 51 51

Telefax +49 (64 41) 91 51 57

israelnetz.com

info@israelnetz.com

Vorsitzende Margarete Hühnerbein**Geschäftsführer** Christoph Irion**Büro Wetzlar**

Dana Nowak (Redaktionsleitung)

Martina Blatt, Moritz Breckner,

Daniel Frick, Elisabeth Hausen,

Michael Müller, Egmond Prill

Büro Jerusalem

mh

Spenden

Israelnetz Magazin lebt von Ihrer Spende.

Volksbank Mittelhessen eG

IBAN DE73 5139 0000 0040 9832 01

BIC VBMHDE5F

Verwendungszweck: Israelnetz

www.israelnetz.com/spenden

Titelfoto

Frau in selbstfahrendem Auto

chombosan, Shutterstock

Redaktionsschluss dieser Ausgabe:

15. September 2017

Liebe Leserin, lieber Leser,

bei dem Thema internationale Automobilindustrie gehört Israel sicher nicht zu den Ländern, die einem als erstes in den Sinn kommen. Doch dies könnte sich ändern: Der Umbruch in der Branche nimmt derzeit volle Fahrt auf, und Israel ist eines der Zentren dieser Entwicklung – obwohl es keine eigene Autoindustrie besitzt.

In Zeiten der digitalen Transformation des Automobils kommen Fahrzeughersteller kaum mehr an Israel vorbei. Eine Studie der Beratungsfirma Roland Berger und des israelischen Instituts für Export zeigt: In Israel gibt es mehr als 5.000 Start-ups. Etwa 500 von ihnen arbeiten an Innovationen für die Automobilindustrie. Das High-Tech-Land unterstützt die Hersteller mit innovativen Technologien – unter anderem in den Bereichen Vernetzung, autonomes Fahren und Elektromobilität. Viele internationale Autobauer, darunter auch deutsche, haben mittlerweile Zentren in Israel. Die Hintergründe dieser Entwicklung beleuchten wir in unserer Titelgeschichte ab Seite 4.

In dieser Ausgabe blicken wir außerdem nach Hebron – der einzigen Stadt in Judäa und Samaria, in der eine jüdische Gemeinde inmitten einer palästinensisch-arabischen Bevölkerung lebt. Die Kulturerbeorganisation UNESCO hat im Juli einem palästinensischen Notfallantrag stattgegeben. Sie erklärte die Altstadt von Hebron zum palästinensischen Weltkulturerbe und setzte diese auf die Liste gefährdeter Stätten. Auf die jüdische Geschichte der Stadt weist die UNESCO lediglich bei der Erwähnung des Patriarchengrabes hin.

Dabei wird Hebron lange vor dem Islam mehrfach in der Bibel erwähnt. Die Heilige Schrift berichtet davon, dass hier die Erzväter Abraham, Isaak und Jakob mit ihren Frauen Sara, Rebekka und Lea begraben sind. In Hebron wurde der israelitische König David zum König gesalbt. Bis 1936 war die Stadt ohne Unterbrechung von Juden bewohnt. Der vollständigen Vertreibung ging im August 1929 ein Massaker voraus. Und bereits in den vorigen Jahrhunderten hatte es furchtbare Massaker an den Juden Hebrons gegeben. Ab Seite 10 lesen Sie von der bewegten Geschichte der umstrittenen Stadt.

Solche anti-israelischen Abstimmungen bei den Vereinten Nationen wie über Hebron rühren unter anderem daher, dass mehr als 50 der 193 UN-Mitglieder dem islamisch geprägten Block angehören. Sie stimmen fast jedes Mal geschlossen gegen Israel. Auch die mehr als 40 afrikanischen Länder südlich der Sahara votieren seit Jahrzehnten fast automatisch gegen Israel.

Dieses Stimmverhalten in Afrika möchte die israelische Regierung ändern. Premier Benjamin Netanjahu hat die Stärkung der Beziehungen zu den afrikanischen Staaten zu einer Priorität seiner Außenpolitik erklärt und eine neue Initiative gestartet. Nach fast 30 Jahren reiste er als erster israelischer Premier wieder in die Länder der Subsahara. Ob die Afrikaner ihr Stimmverhalten ändern, wird sich in den nächsten Jahren zeigen – an anti-israelischen Resolutionen bei den UN dürfte es nicht mangeln. Erste kleine Erfolge gibt es bereits: Togo, Guinea und Ghana haben sich bei einer Abstimmung über Jerusalem im Herbst 2016 enthalten, statt wie sonst gegen Israel zu votieren. Über die Hintergründe der afrikanisch-israelischen Beziehungen und darüber, warum Israel hier vor allem auf die Christen setzt, berichten wir ab Seite 8.

Ich wünsche Ihnen eine gewinnbringende Lektüre!

Herzlich grüßt Sie,

Dana Nowak



Israel fährt voraus

Autobau und Israel, das ging lange nicht zusammen. Doch der Trend zu Digitalisierung und Elektromobilität führt dazu, dass Israel zu einem führenden Zentrum der Autobranche wird. Diese junge Entwicklung kennt schon Triumphe und Rückschläge.

Daniel Frick



Die Amerikaner waren wieder mal die Ersten. Während mancher Autobauer noch darüber nachdenkt, ob er in einem eigenen Zentrum in Israel die Zukunftstechnologien der Branche erforschen möchte, hat General Motors (GM) dort längst Fuß gefasst. Der Konzern eröffnete im Jahr 2008 in der Küstenstadt Herzlia nördlich von Tel Aviv das erste Entwicklungszentrum im jüdischen Staat, das sich um die anstehende Smart-Car-Revolution kümmert: Rund einhundert Angestellte tüfteln dort an Technologien für Autos, die ihren Besitzer identifizieren, selbst fahren, Gefahren auf der Straße erkennen, sich mit dem Internet verbinden und dabei Hacker-Angriffe abwehren.

Die frühe Entscheidung für Israel, mit der GM nicht ohne Stolz wirbt, war gleichsam prophetisch. Der Umbruch in der Autobranche nimmt derzeit volle Fahrt auf, und Israel ist eines der Zentren dieser Entwicklung. Der Leiter von GM in Israel, Gil Golan, formuliert es so: „Die israelische Hightech-Industrie spielt eine bedeutende Rolle im Wandel der weltweiten Autoindustrie, der sich gerade vollzieht.“ Dabei geht es nicht nur darum, Autos intelligenter zu machen und stärker zu vernetzen. Angesichts des Dieselskandals, der im Jahr 2015 einsetzte, sind Autobauer außerdem auf der Jagd nach guten Lösungen für alternative Antriebe.

Führungsmanager zahlreicher großer Autounternehmen fliegen derzeit vermehrt nach Israel, um dort Möglichkeiten der Zusammenarbeit zu erkunden. Während solche Besuche früher eine Sensation gewesen wären, seien sie heute schon Routine, gähnte das israelische Wirtschaftsmagazin „Globes“ im vergangenen November. Andererseits kann es das Magazin selbst kaum fassen, dass „ein kleines Land im Nahen Osten, fast ohne eigene Autogeschichte“ jetzt Entscheidendes für die Zukunft der Branche beiträgt. „Globes“ bezeichnet diese Entwicklung als „das Wunder“.

Günstige Entwicklungen

Tatsächlich ist es in Israel nicht weit her mit der klassischen Autoindustrie. Das erste Autounternehmen Autocars wurde 1957 in Haifa gegründet. Es griff auf Fremdmotoren und -teile zurück, die in Israel zusammengebaut wurden. Große Stückzahlen kamen dabei nicht zustande, und 1982 wurde die Produktion eingestellt. Heutige Unternehmen wie HaArgas und Merkavim bauen hauptsächlich Busse. Die Hersteller Automotive Industries und Plasan sind bekannt für ihre geländegängigen Armeefahrzeuge. Während Plasan sogar die US-Armee beliefert, sind diese Autos weniger für den Durchschnittsisraeli geeignet. Dieser favorisiert die koreanischen Hersteller Hyundai und Kia, fährt aber auch gerne Toyota und Skoda.

Heute kommt es den Israelis zupass, dass die Autos zunehmend zu Computern auf Rädern mutieren – „digitale Transformation“ nennt die Branche diese Entwicklung. Und anders als beim klassischen Autobau kann die Hightech-Nation hier ihre Stärken ausspielen: Viele Computerunternehmen greifen bereits auf den talentierten Nachwuchs zurück, der in der Armee einen Schliff erhalten hat – und so tun es nun die Autobauer. Ein Beispiel dafür ist Gil Golan von GM: Er entstammt der Aufklärungseinheit 8200, die dem Militärgeheimdienst Aman unterstellt ist. Computerprogrammierung und Cybersicherheit sind dort das tägliche Brot. Heute versucht Golan, auch andere „Absolventen“ dieser Einheit für GM zu gewinnen. „Das obere Management erkennt das hochwertige Personal, das aus dieser Einheit kommt“, sagt er. GM will die Zahl der Mitarbeiter in Israel nunmehr verdoppeln.

Auch andere Autobauer ringen um die Talente im Land – selbst die sonst so erfindungsreichen Schwaben: Daimler gab im No-

vember 2016 den Arbeitsbeginn seines „Technologiezentrums“ in Tel Aviv bekannt; Porsche kündigte im Juni 2017 ein „Entwicklungsbüro“ sowie Millioneninvestitionen in Israel an. Volkswagen gründete im September 2016 in Herzlia ein Tochterunternehmen für Cybersicherheit namens Cymotive, um vernetzte Autos vor Cyberangriffen zu schützen – einer der Leiter von Cymotive ist der frühere Chef des israelischen Inlandsgeheimdienstes Schabak, Juval Diskin. Auch die Chinesen sind dabei: Der Autogigant Shanghai Automotive Industry Corporation (SAIC) verkündete ebenfalls Entwicklungsbüros in Israel; das Unternehmen kann dabei auf den Reichtum des chinesischen Internetverkäufers Alibaba zurückgreifen.

sprechend. Jedes Auto fungiert zudem als Datensammler. Die Daten werden zentral gespeichert, und jedes Auto mit Mobileye-Technologie kann darauf zugreifen. Mit der Zeit entsteht so Kartenmaterial, das präzise und in Echtzeit Auskunft gibt über Fahrdauer, Baustellen, Staus und Unfälle; selbst die Art des Straßenbelags erkennt das System.

Ebendiese Aussicht auf ein riesiges Datenmaterial war dann auch der Anreiz für die größte Übernahme in der Geschichte der israelischen Hightech-Industrie: Im März 2017 kaufte der amerikanische Chiphersteller Intel das Jerusalemer Unternehmen für umgerechnet etwa 14 Milliarden Euro. Der Geschäftsführer von Intel, Brian Krzanich, machte diesen Schritt seinen Mitarbeitern



Wollen gemeinsam in die Zukunft (von links nach rechts): Intel-Chef Krzanich, BMW-Chef Krüger und der Cheftechnologe von Mobileye, Schaschua

Welche Vorteile eine Vertretung vor Ort hat, erklärt der Geschäftsführer von Skoda, Bernhard Maier, so: „Innovative Projekte können in frühen Phasen entdeckt werden, und neue Geschäftsmodelle können daraus entwickelt werden.“ Die Zusammenarbeit erfolgt aber nicht nur durch Entwicklungszentren vor Ort, sondern auch über Partnerschaften. BMW hat etwa im Juli 2016 erklärt, mit dem wohl bekanntesten israelischen Unternehmen in der Autobranche zusammenzuarbeiten: Mobileye mit Sitz in Jerusalem. Das 1999 gegründete Unternehmen konzentrierte sich zunächst auf Lösungen, die Autofahrer bei Gefahren auf der Straße warnen. Heute steht es an der Spitze der Entwicklung für selbstfahrende Autos. Die deutsche Wirtschaftszeitung „Handelsblatt“ schrieb, Mobileye sei „das Auge des selbstfahrenden Autos“.

Mit Vorsicht zum Erfolg

Der Clou an der Sache: Die Kameras und die Software erkennen nicht nur die Straßenverhältnisse und steuern das Auto ent-

in einem Brief schmackhaft: „Wir sind ein Datenunternehmen. Autos und die Autoindustrie werden zunehmend von Daten bestimmt. Die Redewendung ‚Was ist unter der Haube‘ wird sich immer mehr auf die Computerleistung, nicht auf die Pferdestärke beziehen.“

Krzanich rechnete seinen Mitarbeitern vor, dass ein einziges selbstfahrendes Auto jeden Tag die Datenmenge produziert wie 3.000 Menschen, die im gleichen Zeitraum einen Computer benutzen. Intel möchte Lösungen anbieten, um diese immense Datenmenge zu verarbeiten. Für Mobileye hat sich schon die Ankündigung des Intel-Deals ausgezahlt: Im ersten Quartal 2017 stieg der Umsatz im Vergleich zum Vorjahr um 66 Prozent auf 105,9 Millionen Euro. Im August 2017 trat auch das Autounternehmen Fiat Chrysler der Allianz von Intel, Mobileye und BMW bei. Bis 2021 soll deren erstes vollständig selbstfahrendes Auto auf den Markt kommen.

Der Erfolg des Unternehmens liegt sicher auch in der Vorsicht begründet, mit der Mobileye an das Thema herangeht. Die Entscheidung für BMW war zugleich eine gegen Tesla, den ameri-

kanischen Hersteller von Elektroautos. Tesla hatte seit August 2015 in das „Model S“ ein Fahrassistenz-System von Mobileye eingebunden – aus Sicht der Israelis war das zu früh: Das Tesla-System sei noch nicht ausgereift, die Amerikaner zu risikofreudig. Im Mai 2016 kam es in Florida zu einem tödlichen Unfall: Die Autopilot-Funktion von Mobileye hatte einen weißen, querstehenden Anhänger eines Lastwagens nicht vom Himmel unterscheiden können; das Auto kollidierte, der Fahrer starb. Ein Untersuchungsbericht entlastete aber die Israelis: Der Fahrer hatte die Autopilot-Funktion auf einer Strecke aktiviert, die dafür nicht ausgewiesen war; trotz Warnungen des Systems hatte er den Autopiloten angelassen.

Obwohl Mobileye keine Schuld traf, zog das Unternehmen dennoch Konsequenzen aus dem Vorfall: Man wolle nicht mehr nur als Zulieferer für Autounternehmen fungieren, sondern als Entwicklungspartner, „um die Reputation und Wahrnehmung von selbstfahrenden Autos zu schützen“. So formulierte es der Cheftechnologe von Mobileye, Amnon Schaschua. Erst im Jahr 2018 sei die Technologie so weit, dass Unfälle wie der oben beschriebene nicht geschehen.

Gescheiterte Revolution

Wie wichtig es ist, behutsam bei Entwicklungen vorzugehen, zeigt der israelische Akku-Ausrüster Better Place, der im Mai 2013 pleite gegangen ist. Dessen Ziele waren ambitioniert: Zusammen mit dem damaligen Premier Ehud Olmert stellte der Geschäftsführer Schai Agassi im Januar 2008 einen Plan vor, um dem Elektroauto in Israel zum Durchbruch zu verhelfen und das Land bis 2020 vom Erdöl unabhängig machen. Agassi, ein früheres Vorstandsmitglied beim deutschen Softwareriesen SAP, verglich sein Projekt mit dem Flug zum Mond.

Die Weichen schienen auf Erfolg gestellt: Agassi hatte die Unterstützung der Politik, der Geldgeber sowie mit Renault-Nissan einen Partner, der das Elektroauto lieferte. Israel als relativ kleines Land mit kurzen Fahrtwegen galt als ideales Experimentierfeld. Und die Deutsche Bank erwartete von dem Projekt einen „Paradigmenwechsel“ für die Autobranche. Es scheiterte dann aber unter anderem an den hohen Kosten für die Batterien – die der Kunde in einem Abomodell von Better Place ausleihen konnte – sowie an der zu optimistischen Markteinschätzung Agassis: Er

kündigte an, bis 2015 würden in Israel keine Neuwagen mehr mit Verbrennungsmotor verkauft.

Heute muss sich Agassi wegen Missmanagements vor Gericht verantworten, und die Geschichte von Better Place gilt manchen sogar als „Lehrfabel für das 21. Jahrhundert“ – als ein Beispiel für einen zu forschen Ansatz. Dennoch sehen manche in Agassi einen Pionier, der seiner Zeit einfach zu weit voraus gewesen sei. So schätzt es etwa der Professor für Energiewirtschaft Amit Mor ein.



Ein Produkt der israelischen Autoindustrie: Autocars Sabra

Der Israeli sieht für Elektromotoren durchaus eine Zukunft, rechnet aber mit einem allmählichen Prozess – und nicht mit einer Revolution, wie Agassi sie anstrebte.

Offene Zukunft

In jedem Fall zeigt die Geschichte von Better Place, dass auch in der neuen israelischen Autowelt ein Scheitern möglich ist. Andererseits machen andere Firmen im Bereich der Elektroantriebe wieder von sich reden, wie etwa das Start-up StoreDot, das im Mai in Berlin eine Batterie präsentierte, die sich in fünf Minuten laden lässt. Das Unternehmen ElectRoad versucht es mit kabellosem Aufladen per Induktion: Entsprechend ausgerüstete Fahrzeuge fahren über eine in der Straße eingelassene Platte und laden sich dabei auf. Auch hier gibt es wieder eine Zusammenarbeit mit der Regierung: In Tel Aviv soll im Jahr 2018 eine Buslinie über einen halben Kilometer hinweg mit dieser Technologie fahren. Wenn dies klappt, geht es behutsam weiter: Eine Strecke von 10 Kilometern ist zwischen dem Urlaubsort Eilat und dem Flughafen Ramon geplant.

Welche Technologie auch immer sich durchsetzen wird: Israel ist bei der Entwicklung ganz vorne mit dabei. Kunden werden indes weiterhin die Autos bekannter Marken europäischer, fernöstlicher oder amerikanischer Marken kaufen. Angesichts der aktuellen Entwicklung liegt es jedoch nahe, dass diese mit israelischer Technologie voll ausgerüstet sein werden.

Die ersten praktischen Versuche nehmen bereits ihren Anfang: Das israelische Verkehrsministerium hat sowohl für GM als auch für Mobileye die Genehmigung erteilt, selbstfahrende Autos auf öffentlichen Straßen zu testen. Den entsprechenden Prototypen hatte GM im Juni in Tel Aviv auf der Ehemaligenkonferenz der Aufklärungseinheit 8200 präsentiert – natürlich mit keiner anderen Absicht, als für sich zu werben und neue Talente zu gewinnen. |

Anzeige

Israelreise.de - einfach anders

Informationsreise für Gruppenleiter

22. - 29. Januar 2018

Wir zeigen Ihnen unser ISRAEL

Werner Hartstock
03765 | 719851
info@israelreise.de
www.israelreise.de

ALIJA

Einwanderer verabschiedet

Eine Gruppe deutscher Einwanderer hat sich am 4. September auf den Weg nach Israel begeben. Vorher wurden sie in Frankfurt am Main feierlich verabschiedet. Zu Gast war auch ein ehemaliger israelischer Minister.
Elisabeth Hausen

Willkommen daheim!“ Mit diesen Worten haben sich Vertreter der Organisationen Ebenezer und Jewish Agency am 3. September an eine Gruppe jüdischer Auswanderer gewandt. Einen Tag vor ihrem Abflug nach Tel Aviv gab es für die zukünftigen Israelis im Ignatz-Bubis-Gemeindezentrum in Frankfurt am Main eine Abschiedsfeier.



Freuen sich über jeden Juden, der nach Israel einwandert: Natan Scharanski und Johannes Barthel (v.l.)

Die 28 Juden stammen aus verschiedenen Teilen Deutschlands, unter anderem aus Hamburg, Düsseldorf, München und dem Schwarzwald. Freiwillige Helfer der christlichen Organisation Ebenezer hatten sie mit neun Fahrzeugen nach Frankfurt gebracht. Geschäftsführer Johannes Barthel erzählte, dass die Mitarbeiter bei früheren Gruppen eine Begrüßungszeremonie am Ben-Gurion-Flughafen organisiert hätten. Doch nach der Ankunft in Tel Aviv seien die Neueinwanderer erschöpft gewesen und hätten ihre Quartiere beziehen wollen. Daher sei die Idee mit der Verabschiedung in Deutschland entstanden.

Vom Gefängnis an die Klagemauer

Für die Jewish Agency sprach deren Vorsitzender Natan Scharanski. In seiner Ansprache verwies der frühere israelische Minister für Jerusalem und Diaspora auf die Balfour-Erklärung, in der Großbritannien den Juden vor fast 100 Jahren eine Heimstätte im damaligen Palästina zugesichert hatte. Wenige Juden hätten gebaut und gekämpft – und letztlich eine wunderbare Heimat aufgebaut. Heute freue er sich über jedes Flugzeug, das weitere Olim (Einwanderer) nach Israel bringe. Denn jeder von ihnen werde später seinen besonderen Beitrag für den jüdischen Staat leisten.

Scharanski erinnerte auch an seine eigene Alija vor 31 Jahren: Aus dem Gefängnis sei er nach Ost-Berlin und vom damaligen amerikanischen Botschafter nach West-Berlin gebracht worden. Ein Flugzeug der Botschaft habe den sowjetischen Dissidenten nach Frankfurt gebracht, wo er zum ersten Mal nach zwölf Jahren seine Ehefrau wiedersah. Nach der Ankunft in Israel seien sie zuerst



Michelle kann sich vorstellen, in Israel zu bleiben – dann würde ihr Vater mit der Familie nachkommen

zur Klagemauer gegangen, um Gott für ihre Befreiung zu danken. „Allen Israelis ist klar: Ihr kommt nach Hause zu eurer Familie“, sagte Scharanski den deutschen Juden. Einwanderer seien ein Schatz für die Gesellschaft.

Auch Simon Soesan von der israelischen Organisation „Keren Hayesod“ erinnerte an seine eigene Einwanderung. Er habe 1973 von Amsterdam aus Alija gemacht und sofort das Gefühl gehabt: „Ich komme nicht zu fremden Leuten, sondern nach Hause.“

Die 15-jährige Michelle aus Nürnberg nimmt am Programm „Na'aleh“ teil. Der hebräische Name bedeutet „Wir werden nach Israel einwandern“ oder „Lasst uns einwandern“. Die Jungen und Mädchen verbringen drei Jahre in einem israelischen Internat und machen dort ihren Schulabschluss. Viele entscheiden sich später für die Alija. Michelle war bereits in Israel, es hat ihr gut gefallen. Sie könne sich vorstellen, nach der Schule endgültig dort zu bleiben und ihre Familie nachzuholen, sagte die Jugendliche im Gespräch mit Israelnetz.

Zum Abschluss der Veranstaltung erhielten Olim und Schüler ihre Flugtickets. Am nächsten Tag brachen sie vom Frankfurter Flughafen aus nach Tel Aviv auf. Auch während der Reise wurden sie von Ebenezer und der Jewish Agency betreut. |

Zurück nach Afrika

Fast drei Jahrzehnte war kein israelischer Premier ins Afrika südlich der Sahara gereist. Dies änderte sich mit einem historischen Besuch Benjamin Netanjahus im Sommer 2016. Internationale Medien sprechen von einer Charmeoffensive des Regierungschefs in Afrika. Die Palästinenser zeigen sich beunruhigt.

Dana Nowak



Feierlich wird Netanjahu am Flughafen im liberianischen Monrovia empfangen

Israel kommt zurück nach Afrika, Afrika kommt zurück nach Israel.“ Unter diesem Motto hat Israels Premierminister Benjamin Netanjahu 2016 eine diplomatische Initiative gestartet. Die Stärkung der Beziehungen zwischen dem jüdischen Staat und den afrikanischen Ländern südlich der Sahara hatte er zu einer Priorität der Außenpolitik erklärt. Seinen Worten ließ der Regierungschef und Außenminister Taten folgen: Anfang Juli 2016 reiste er nach Uganda, Kenia, Ruanda und Äthiopien. Damit war er nach fast 30 Jahren der erste israelische Premier in der Subsahara. Im September traf sich Netanjahu am Rande der UNO-Vollversammlung in New York mit 15 afrikanischen Führern. Unter ihnen waren auch Staatschefs von mehrheitlich muslimischen Ländern.

Im Dezember 2016 kamen Minister und Vertreter aus mehr als zwölf afrikanischen Ländern für eine Landwirtschaftskonferenz nach Jerusalem. Netanjahus Bemühungen trugen weitere Früchte: Als erster nichtafrikanischer Regierungschef erhielt er eine Einladung zum Treffen der „Westafrikanischen Wirtschaftsgemeinschaft“ ECOWAS in die liberianische Haupt-

stadt Monrovia. Medien in Israel und Afrika berichteten vom „Anbruch einer neuen Ära der Beziehungen“. Marokkos König Mohammed VI., der der Staatengemeinschaft beitreten möchte, sagte daraufhin prompt seine Teilnahme an dem Gipfel ab. Versöhnlicher gab sich der Präsident von Mali, Boubacar Keita. Er traf sich während der Konferenz mit Netanjahu, obwohl sein Land keine Beziehungen mit Israel hat.

Araber warnen vor „Infiltration“

Solche Entwicklungen lassen die Palästinenser nervös werden. Bei allen Annäherungen an Israel dürfe Afrika die Palästinenser nicht vergessen, mahnte der Präsident der Palästinensischen Autonomiebehörde, Mahmud Abbas, Anfang dieses Jahres auf dem 28. Gipfel der Afrikanischen Union im äthiopischen Addis Abeba. Das palästinensische Volk benötige weiterhin Hilfe aus Afrika gegen die „abscheuliche israelische Besatzung“, erklärte Abbas. Angesichts der diplomatischen Erfolge Israels sah sich die Arabische Liga im Juni gezwungen, das Thema aufzugreifen. Bei einem Treffen in Kairo warnte der palästinensische Vertreter, Dschamal al-Schubaki, vor den „Gefahren der wachsenden israelischen Infiltration in Afrika“. Israel habe mittlerweile Beziehungen zu etwa 45 von 55 afrikanischen Staaten. Es könnte diese Länder beeinflussen, bei den Vereinten Nationen gegen Resolutionen zu stimmen, die die palästinensische Sache unterstützten, sagte Al-Schubaki.

Abstimmgewohnheiten ändern

Derweil macht Netanjahu keinen Hehl daraus, dass genau dies eines der erklärten Ziele von Israels Afrika-Politik ist: die Stimmgewohnheiten afrikanischer Staaten bei den Vereinten Nationen zu verändern. Denn obwohl Israel wieder diplomatische Beziehungen mit vielen afrikanischen Staaten hat, stimmt die Mehrheit dieser Länder regelmäßig bei der UNO gegen den jüdischen Staat.

Doch Israel hat auch weitere Interessen in Afrika: Jerusalem weiß, dass es sich nicht allein auf Partner wie die USA und Europa verlassen kann. Die Regierung setzt daher auf neue Verbündete in Asien und Afrika.

Christentum lässt Israel hoffen

Der israelische Autor Gabi Rosenberg weist in einem Artikel für die Tageszeitung „Jerusalem Post“ darauf hin, dass sich das Christentum in Afrika schneller ausbreitet als in allen anderen Teilen der Welt. Es werde 2025 der Kontinent mit der größten christlichen Bevölkerung sein, schreibt Rosenberg und betont: „Auch wenn es in der Geschichte große Spannungen zwischen dem Christentum und dem Judentum gab, so waren die stärksten Unterstützer Israels in den vergangenen Jahrzehnten unter Christen zu finden.“ Europa gelte zwar als Kontinent mit einer christlichen Mehrheit, doch die meisten europäischen Christen seien säkular – in Afrika sei das Gegenteil der Fall.

Ferner sieht Israel Afrika als wichtigen Absatzmarkt und möchte den Handel ausbauen. Es kann dringend benötigte Technologien liefern wie Entsalzungsanlagen gegen Wassermangel, Lösungen zur Steigerung der Ernterträge, Wissen und Mittel im Kampf gegen den radikalen Islam. Allein eine Milliarde Dollar für erneuerbare Energien hat Netanjahu Westafrika auf dem ECOWAS-Gipfel zugesagt.

Was eine Beziehung mit Israel bringen kann, konnten viele afrikanische Staaten bereits in den 60er Jahren erfahren. Israels damalige Außenministerin Golda Meir rief nach ihrer Afrika-Reise 1958 ein systematisches Entwicklungshilfeprogramm für die neu gegründeten Staaten ins Leben. In ihrer Autobiographie schrieb sie dazu: „Wie sie hatten wir die fremde Herrschaft abgeschüttelt; wie sie mussten wir für uns selbst lernen, wie man das Land zurückerobert, wie man die Erträge der Ernten vermehrt, wie man bewässert, wie man Geflügel züchtet, wie man zusammen wohnt und wie wir uns verteidigen können.“ Israel könnte ein Vorbild sein, weil es „gezwungen war, Lösungen für die Art von Problemen zu finden, die große, wohlhabende, mächtige Staaten niemals erlebt hatten“, schrieb Meir.

Und so begannen die Beziehungen zu blühen. Hunderte Israelis kamen als Entwicklungs- und Militärhelfer nach Afrika. Umgekehrt besuchten Tausende Afrikaner Aus- und Weiterbildungskurse in Israel. Das Magazin „Der Spiegel“ zitierte den ehemaligen muslimischen Präsidenten Malis, Modibo Keita, in einem Artikel vom August 1969 mit den Worten: Israel

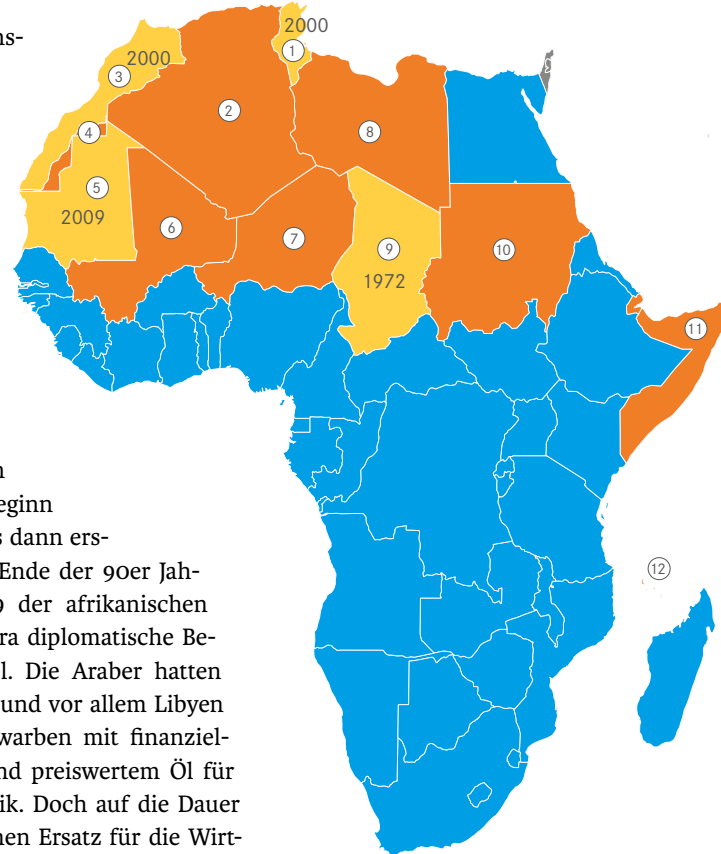
sei „ein Pilgerzentrum für afrikanische Völker geworden, die Inspirationen für den eigenen Aufbau suchen“. Anfang der 70er Jahre hatte Israel volle diplomatische Beziehungen zu 33 afrikanischen Staaten.

Der große Bruch

Doch nach dem Sechstage-Krieg 1967 und dem Jom-Kippur-Krieg 1973 kam es zum Bruch: Arabische Staaten hatten die schwarzafrikanischen Länder massiv unter Druck gesetzt. Die meisten brachen ihre diplomatischen Beziehungen zu Israel ab. Zu Beginn der 80er Jahre gab es dann erste Kursänderungen. Ende der 90er Jahre hatten bereits 39 der afrikanischen Staaten der Subsahara diplomatische Beziehungen mit Israel. Die Araber hatten den Bruch gefordert und vor allem Libyen und Saudi-Arabien warben mit finanzieller Unterstützung und preiswertem Öl für ihre Anti-Israel-Politik. Doch auf die Dauer boten sie Afrika keinen Ersatz für die Wirtschafts- und nicht immer unumstrittenen Militärhilfen aus Israel. Vor allem können sie im Gegensatz zum jüdischen Staat nichts zur Lösung der drängenden Probleme wie Wasser- und Nahrungsmangel oder Terrorismus bieten.

Die Entwicklungen der vergangenen Jahre zeigen: Viele afrikanische Länder wollen wieder stärker mit Israel kooperieren. Zuletzt hatte Guinea nach 50 Jahren mit Amara Camara wieder einen Diplomaten für die Beziehungen mit Israel ernannt. Das mehrheitlich muslimische Land hatte die Verbindung nach dem Sechstage-Krieg abgebrochen. „Ich habe die Geschichte Ihres Volkes verfolgt. Sie können ein Licht für die Nationen sein“, sagte Camara bei seinem Antrittsbesuch bei Israels Staatspräsident Reuven Rivlin im August.

Die nächsten Jahre werden zeigen, ob die afrikanischen Staaten tatsächlich den Mut haben, sich auch auf internationaler Bühne auf die Seite Israels zu stellen, und unabhängig von den Forderungen der nordafrikanischen Länder zu handeln. Dann könnten die Beziehungen wieder blühen und die Erfolge der 60er Jahre übertraffen. |



Diplomatische Beziehungen beendet

Mauretanien (5), Marokko (3), Tunesien (1), Tschad (9)

Keine diplomatischen Beziehungen

Westsahara (4), Mali (6), Niger (7), Algerien (2), Libyen (8), Sudan (10), Somalia (11), Komoren (12)

Länder mit diplomatischen Beziehungen

HEBRON

Die umstrittene Stadt

Seit jeher spielt Hebron für Juden eine wichtige Rolle. Muslime erheben ebenfalls Anspruch auf die Stadt. Immer wieder kam es zu blutigen Überfällen. Ein Massaker an Juden jährt sich in diesem Jahr zum 500. Mal. Im Sommer wurde eine UNESCO-Resolution verabschiedet, die vor allem den muslimischen Charakter erwähnt.
mh

Hebron ist die größte Stadt im Westjordanland. Die Grabesstätte der Patriarchen im Herzen der Stadt ist Juden und Muslimen heilig.

Die Sonne knallt auf die leere Straße, welche Palästinenser als Schuhada-, Märtyrerstraße, bezeichnen. Juden nennen sie König-David-Straße. Am Straßenrand ist alle Hundert Meter ein israelischer Soldat postiert. „Keine Fotos von Soldaten“, rufen sie den wenigen Touristen zu, die zaghaft die gespenstische Kulisse entlangwandern und ihre Kamera griffbereit halten. Dann schauen die jungen Männer gelangweilt den vereinzelt Passanten nach. Die Straße führt weg von der Höhle der Patriarchen, wie die Juden sie nennen. Muslime nennen sie Ibrahim-Heiligtum.

Hebron ist aus der Geschichte des jüdischen Volkes nicht wegzudenken. In dem hebräischen Wort steckt das Wort für „Freund“ und auch der arabische Name, Al-Chalil, lässt sich, in Bezug auf Abraham, mit „der gute Freund“ übersetzen. Nach Gaza gilt Hebron heute mit etwa 200.000 Einwohnern als größte Stadt in den palästinensischen Autonomiegebieten. Doch trotz seiner historischen und religiösen Bedeutung war es bis vor wenigen Jahrzehnten ein kleiner Ort.

In 1. Mose 23 berichtet die Bibel, wie Abraham ein Feld und die Höhle Machpela als Grabstätte für seine verstorbene Frau Sara von Efron dem Hethiter für 400 Silberschekel kaufte. Die Höhle lag außerhalb der Stadt, aber nahe seines Wohnortes Mamre. Im 1. Jahrhundert vor Christus errichtete Herodes der Große einen Prachtbau, um die Bedeutung der Stätte für das jüdische Volk sichtbar zu machen. Später richteten Kreuzfahrer das Gelände für die Bedürfnisse christlicher Pilger ein, Muslime schließlich verwandelten den Bau in eine Moschee. Heute ist der Großteil des Gebäudekomplexes eine Moschee. Unter einem Sonnensegel befindet sich im Innenhof eine Synagoge. Juden und Muslime erreichen die jeweilige Gebetsstätte über zwei getrennte Zugänge. Zu hohen Feiertagen kann die Synagoge innerhalb weniger Stunden als Gebetsraum für die Muslime nutzbar gemacht werden.

Ibrahim-Moschee als Weltkulturerbe

Eine UNESCO-Resolution von Anfang Juli hat die Altstadt von Hebron in die Liste des Weltkulturerbes aufgenommen und sie auf die Liste gefährdeter Stätten gesetzt. In der Erklärung wird der „Gebrauch des örtlichen Kalksteins während der mamlukischen Epoche zwischen 1250 und 1517“ hervorgehoben. Die Beschreibung spricht weiter von der „Moschee Ibrahims beziehungsweise dem Grab der Patriarchen, deren Gebäude auf einem

Gelände stehen, das im ersten Jahrhundert nach Christus gebaut wurde, um die Patriarchen Abrahams beziehungsweise Ibrahims und seiner Familie zu schützen“. Tatsächlich war Herodes zu dem angegebenen Zeitpunkt bereits gestorben. Auch, dass der Islam erst einige Jahrhunderte nach diesem Schutzbau entstanden ist, erwähnt die Resolution nicht. Stattdessen vermerkt sie positiv, dass trotz der osmanischen Herrschaft zwischen 1517 und 1917 der mamlukische Stil erhalten geblieben sei.



Die sogenannte „Märtyrerstraße“ wird von israelischen Soldaten bewacht. Nur einzelne Passanten können sie nutzen, um ihre Ziele zu erreichen. Die Geschäfte sind geschlossen.

Ein Verweis auf das jüdische Erbe findet sich lediglich in folgendem Satz: „Der Ort wurde zur Pilgerstätte der drei monotheistischen Religionen Judentum, Christentum und Islam.“

Zippi Schlüssel kann über die Resolution nur müde lächeln. Die 52-jährige ist in Jerusalem geboren und lebt in achter Generation im Heiligen Land. Nachdem ihr Vater 1998 bei einem Anschlag in Hebron ermordet wurde, zog sie mit ihrer Familie dorthin, um ihre Mutter zu unterstützen: „Er war gerade einmal 63 Jahre alt.“ Zur Resolution sagt sie: „Abraham, Isaak und Jakob, Sara, Rebekka und Lea sind unsere Väter und Mütter. Sie waren Juden und wir haben sie hier begraben.“ Schlüssel beklagt: „Heute wollen sich viele Menschen gar nicht mehr mit Fakten beschäftigen. Es geht nur noch um Emotionen.“ Die siebenfache Mutter arbeitet in

einem Museum für jüdische Geschichte, nur wenige Gehminuten von der leeren Straße entfernt: „Auch wenn viele heute die Fakten verdrehen, lerne ich weiter. Über unser Land und unser Volk und über den Ort, an dem wir wohnen.“ In diesen Tagen erscheint ein Buch von ihr, in dem sie Geschichten aus Hebron erzählt. Es trägt den bezeichnenden Titel: „Hebron bricht das Schweigen“.

Wer als Muslim oder Europäer an Massaker in Hebron denkt, dem kommt als erstes der amerikanisch-israelische Baruch Goldstein in den Sinn, der 1994 im Patriarchengrab 29 Muslime tötete und 150 verletzte. Goldstein war ein Einzeltäter und die Tat wurde von den Israelis überwiegend scharf verurteilt.

Die Siedler von Hebron denken vielmehr an Ereignisse wie das Massaker von 1517, als die Türken Hebron von den ägyptischen Mamluken eroberten. Der Bericht eines damaligen Bewohner ist überliefert: „Im siebten Monat, am heiligen Sukkot 1517, entschied der grausame Tyrann Murad Bey, Stellvertreter des Sultans und Herrscher von Jerusalem, in seinem Herzen, seine Wut auf die Juden in seiner Stadt zu richten und auf die, die in Hebron lebten. Er sagte: ‚Ich will Beute von ihnen und die Juden in diesen beiden Städten gefangennehmen.‘ So führte er seine Tat aus. An diesem Tag kamen seine Leute nach Hebron und töteten viele Juden, die um ihr Leben kämpften und plünderten alle ihre Habe, solange, bis nicht ein Flüchtling oder Überlebender im Land übrig blieb. Der kleine Teil von denen, die nicht durch das Schwert fielen, floh in das Land von Beirut. Bevor sie gingen, nahmen sie eilig ihre Torahrollen und baten, ihre heiligen Bücher in Sicherheit zu

Die Organisation der Vereinten Nationen für Bildung, Wissenschaft und Kultur ([UNESCO](#)) ist eine der 17 rechtlich selbstständigen Sonderorganisationen der Vereinten Nationen. Zu ihren Aufgaben gehören Erziehung, Wissenschaft, Kultur, Kommunikation und Information. In der Organisation sind 195 Mitgliedsstaaten vertreten. Als Konsequenz auf die Resolution hatte Israel die Zahlung seines Mitgliedsbeitrags vorübergehend um eine Million Dollar gekürzt.

bringen. Ich schreibe das hier auf und es wird unterschrieben von Rabbi Korps am sechsten Tevet 1519.“ Im Geschichtsbuch „Buch von Hebron“, in dem sich die Beschreibung findet, steht weiter: „Scheinbar war die jüdische Gemeinde von Hebron trotz der großen Auslandsarmee bewaffnet. Das Zeugnis macht deutlich, dass es immer eine relativ große jüdische Gemeinschaft in Hebron gab. Und dass sie sich traute, um ihr Überleben zu kämpfen.“

Brutale Massaker im Laufe der Geschichte

Archäologe Arie Klein erklärt: „Zu diesem Zeitpunkt gab es höchstwahrscheinlich zwei jüdische Gemeinden in Hebron. Die Sefarden waren gut mit der türkischen Regierung verbunden. Weil die Karaiten dem Sultan gegenüber feindlich gesinnt waren und sich stärker nach Kairo orientierten, wurde die karaitische Gemeinde bei der Eroberung der Osmanen 1517 vernichtet. Die gute finanzielle Situation der Hebroner Juden wirkte auf die türkischen Soldaten anziehend, und so plünderten sie.“

Der Historiker Gerschon Bar Kochba erklärt: „Mitte des 18. Jahrhunderts begannen die Hebroner außerhalb der Stadtmauern zu wohnen. Sie wollten eine Erneuerung, bauten größere Häuser und errichteten eigene Synagogen.“ Traumatisch im kollektiven Gedächtnis ist den Bewohnern von Hebron das Massaker von 1929. Auf grausamste Weise wurden 67 Juden ermordet. Schlüssel



Aus aller Welt kommen muslimische Pilger, um Abrahams Grab zu besuchen. Oft sind sie in Gruppen unterwegs. Juden haben über einen zweiten Eingang Zugang zu den Gräbern.

sagt: „Die Brutalität, mit der die Bewohner von Hebron gegen die jüdische Bevölkerung vorgehen, war unbeschreiblich. Fast erinnert sie ein bisschen an den Holocaust in Europa.“ Doch die religiöse Jüdin scheint ob der grausamen Schilderungen und Bilder nicht verbittert. „Meine Großmutter konnte nur überleben, weil sie ein muslimischer Nachbar bei sich aufnahm. Inmitten all der Extremisten gibt es immer wieder auch Leute, die Menschlichkeit zeigen. Das gilt für damals und für heute.“

Nach dem Massaker brachten die Briten als damalige Mandatsmacht die Juden aus der Stadt. Einige kamen wieder und blieben bis zur Staatsgründung 1948. Erst nach 1967 konnten Juden wieder in Hebron leben.

Nach den Osloer Verträgen wurde die Stadt in einen von Israel und einen von der Palästinensischen Autonomiebehörde (PA) kontrollierten Teil geteilt: Im von Israel kontrollierten Teil leben etwa 800 Juden sowie 50.000 Palästinenser. Wenige Meter vom Eingang zum muslimischen Teil der Gräberstätte führt eine kleine Gasse zu einem Checkpoint. Israelische Soldaten prüfen Ausweise und Genehmigungen der Passanten. Das Drehkreuz am Kontrollpunkt führt direkt in den Teil, der von der PA kontrolliert ist. Auf einem quirligen Markt werden neben Falafel, frisch gepressten Säften und Gewürzen auch Souvenirs angeboten. Diese sind meist politischer Natur. Für wenige Schekel lassen sich Schlüssel kaufen, die als Symbol für die zurückgelassenen Häuser der Araber gelten, die 1948 in die Nachbarländer flohen. Für knapp fünf Euro ist eine Sammlung alter „palästinensischer“ Münzen zu erwerben sowie zahlreiche Schlüsselanhänger in Form der Landkarte von Israel und den besetzten Gebieten, auf denen in Arabisch steht: „Wir kehren zurück“. Nicht nur an diesen Gegenständen wird deutlich: Motivation für Palästinenser sind politische Ziele. Die Vereinten Nationen sollten ihren Entscheidungen jedoch besser geschichtliche Daten zugrunde legen. |

„Israel war ein blinder Fleck“

Der Dokumentarfilmer Georg M. Hafner sympathisiert jahrelang mit Linksradikalen. Deren Antisemitismus und Israelhass blendet er dabei aus. Mitte der 1990er Jahre ändert sich seine Haltung zu Israel – durch eine Begegnung mit einer Holocaust-Überlebenden. Zum 70. Geburtstag ein Gespräch über Sinneswandel und angemessene Berichterstattung.

Die Fragen stellte Daniel Frick



Georg M. Hafner, geboren am 3. Oktober 1947 in Heidelberg, arbeitete jahrelang für den Hessischen Rundfunk. Für seine Filme hat er zahlreiche Auszeichnungen erhalten, darunter die Buber-Rosenzweig-Medaille der Deutsch-Israelischen Gesellschaft. 2012 befasste er sich in dem Dokumentarfilm „München 1970. Als der Terror zu uns kam“ mit palästinensischem und linkem Terrorismus. 2015 erschien das mit Esther Schapira verfasste Buch „Israel ist an allem Schuld. Warum der Judenstaat so gehasst wird“.

Israelnetz: Herr Hafner, jahrelang haben Sie linke Bewegungen gutgeheißen, auch wenn diese mit palästinensischen Terroristen zusammengearbeitet haben. Dabei kam ihr Onkel, der ZDF-Reporter Rudolf Crisolli, 1970 bei einem palästinensischen Terroranschlag ums Leben. Wie erklärt sich die Haltung?

Georg Hafner: Ich ertappe mich dabei, dass ich in der Hinsicht völlig naiv war. Ich habe die Kommune 1, also die ehemalige politisch motivierte Wohngemeinschaft in Westberlin, verehrt, für mich war das Freiheit, frech, antibürgerlich. Aber ich habe mich nie gefragt, warum Leute wie Dieter Kunzelmann im Knast waren. Kunzelmann steckt immerhin hinter dem Anschlag auf ein jüdisches Gemeindehaus in Berlin am 9. November (!) 1969, ließ sich in palästinensischen Terrorcamps ausbilden, hetzte gegen Juden und Israel. Da war ich auf dem linken Auge völlig blind. Wie viele meiner Generation.

Wie kam der Sinneswandel?

Bei mir war es die Arbeit an der Dokumentation „Der Tod lebt weiter“ über Kinder, die Auschwitz überlebt hatten, und ihre Familien. Ich begegnete damals zum ersten Mal persönlich einer Auschwitz-Überlebenden, einem Mengele-Zwilling. Als sie plötzlich vor mir saß und ich die Auschwitz-Nummer auf dem Arm sah – das war furchtbar. Nur mit Esther Schapira, meiner Kollegin und späteren Frau, hat sie gesprochen, auf Jiddisch. Ich fühlte mich in diesem Augenblick schuldig, mitverantwortlich für das, was meine Väter getan haben. Das hat bei mir einen tiefen Schnitt hinterlassen, sehr spät, aber nicht zu spät. Es hat einen Prozess angestoßen, der dann durch die Arbeit am Dokumentarfilm über den Kriegsverbrecher Alois Brunner vertieft wurde. Brunner war die rechte Hand Eichmanns, verantwortlich für den Tod von 120.000 Juden, und er saß bis zu seinem Tod vor wenigen Jahren unbehelligt in Syrien – auch weil er für den BND gearbeitet hat.

Israel war vorher nie auf dem Schirm?

Israel war ein blinder Fleck. Ich kannte die historischen Daten, ich wusste, warum es Israel gibt. Aber ich hatte keine Ahnung, was dort vor sich geht. Und mir ist nie den Sinn gekommen, dass mit der Haltung der politischen Linken zu Israel etwas falsch sein könnte. Auch wenn ich mich mit den Linken journalistisch befasst habe, habe ich leider nie danach gefragt, wie es sein kann, dass sich Menschen, die von sich glauben, mit der Nazivergangenheit der Eltern nichts zu tun zu haben, gegen den jüdischen Staat stellen.

Warum wird linker Antisemitismus bis heute kleingeredet?

Die Devise ist: Ich bin links, also kann ich kein Antisemit sein. Um es deutlich zu sagen: Ich habe große Sympathien dafür, dass sich Leute für unterdrückte Völker einsetzen. Das ist eine gute linke Tradition. Nur bei Israel wird vieles ausgeblendet. Keinen einzigen Krieg hat Israel selbst angezettelt, das Land hat sich oft in letzter Minute vor seiner Vernichtung gerettet. Nun wird vor allem von linken Bewegungen gefordert, Israel solle die besetzten Gebiete räumen, um des Friedens willen. Tut es das wie in Gaza, antwortet die Hamas mit Raketenbeschuss. Aber die linken Lippen bleiben geschlossen.

Bei Ihnen hat eine Reise nach Israel und die Begegnung mit Menschen einen Sinneswandel herbeigeführt. Warum berichten dennoch viele Journalisten vor Ort verzerrt über Israel?

Das ist ein Problem vieler Journalisten. Häufig steht ihr Urteil schon vor der Recherche fest. Sie suchen dann nur noch Leute, die ihre Meinung bestätigen. Als Journalist muss ich aber ergebnisoffen recherchieren. Als Fernsehjournalist darf ich nicht der Bildbeschaffer für die Bilder im Kopf meiner Zuschauer sein. Ich muss das Bild hinterfragen. Und ich darf mich nicht vor den Karren irgendwelcher Interessen spannen lassen – und mögen sie noch so hehr und gut sein.

Vielen Dank für das Gespräch! |

ERINNERUNGSSTÄTTE MÜNCHEN 1972

Ein würdiger Ort der Trauer

Lange hat es gebraucht, um eine Gedenkstätte für die Terror-Opfer von München 1972 zu schaffen. Zum Jahrestag der Gräueltat wurde sie im Beisein der Angehörigen eingeweiht. Die Dankbarkeit stand an diesem Tag im Mittelpunkt, auch wenn andere Anliegen weiter bestehen.

Daniel Frick

Genau 45 Jahre nach dem palästinensischen Terroranschlag auf israelische Sportler während der Olympischen Spiele 1972 in München bietet die Stadt nun eine Gedenkstätte für die Opfer. Am 6. September kamen etwa 30 Angehörige zur Einweihung nach München – zum Teil betreten sie erstmals seit dem schrecklichen Geschehen die Stadt. Der israelische Staatspräsident Reuven Rivlin und sein deutscher Amtskollege Frank-Walter Steinmeier wohnten der Zeremonie bei.

Die in einen kleinen Hügel eingelassene Stätte im Olympiapark, die aussieht wie ein Quereinschnitt, vermittelt auf den ersten Blick, was der Terrorakt bedeutet: Eben einen Einschnitt. Dies gilt zunächst einmal für das Leben der Angehörigen, die ihre Lieben verloren; dann aber auch für die Olympischen Spiele, zu deren Selbstverständnis der Friede gehört.

Der Erinnerungsort ist von drei Seiten zugänglich, fünf Stufen führen hinab zu einer keilförmigen Säule, wo die Namen der zwölf Terror-Opfer zu lesen sind. Am Tag der Einweihung enthüllte jeweils ein Angehöriger nach und nach diese Gedenktafeln. Darauf sind neben Portraits auch Bilder von persönlichen Gegenständen zu sehen, die die Terror-Opfer mit den Spielen verbinden – etwa ein Sprachführer.

Im hinteren Teil ist eine Videoleinwand installiert, auf der eine Präsentation zum Tatgeschehen und zum historischen Kontext abläuft. Die ganze Stätte lädt ein zum Verweilen, Erkunden, Besinnen – Trauern. Der Ort sei ein Zeichen für die Angehörigen, betonte Bundespräsident Steinmeier in der Feierstunde im Anschluss an die Einweihung: „Wir treten dem Terror auch dadurch entgegen, indem wir den Opfern zur Seite stehen. Wir sagen: In Eurer Trauer seid Ihr nicht allein.“ Die Schaffung dieses Erinnerungsortes sei indes überfällig gewesen, merkte Steinmeier weiter an. „Viel zu lange fehlte dieser Ort.“

Überhaupt war an diesem Tag oft die Vokabel „überfällig“ zu hören. Kritik wie diese war allerdings nicht die Grundstimmung dieses Tages – vielmehr wollten die Angehörigen einen Tag der Dankbarkeit begehen, betonte die Witwe von Andrej Spitzer, Ankie Spitzer: Dankbarkeit dafür, dass der jahrzehntelange Kampf um das Gedenken – „ein langer, einsamer Weg“ – Früchte trägt. Vielleicht war es auch dem Geist der Dankbarkeit geschuldet, dass in ihrer Stimme keine Bitterkeit zu hören war, als sie an ihre Gefühlswelt an jene Zeit im September 1972 erinnerte: „The heiter Games“ seien damals zwar weitergegangen, doch ihre Welt habe an diesem Tag aufgehört, sich weiterzudrehen.

Acht Terroristen des „Schwarzen September“ wollten mit ihrer Geiselnahme im Olympischen Dorf die Freilassung von mehr als 230 Terroristen in israelischer Gefangenschaft erpressen. Zudem forderten sie die Freilassung der RAF-Terroristen Andreas Baader



Gedenktafeln geben Aufschluss über die Persönlichkeit der Opfer, ein Lehrfilm im Hintergrund über den historischen Kontext der Schreckenstat

und Ulrike Meinhof. Am frühen Morgen des 5. September drangen sie über den Sicherheitszaun in das Gelände des Olympischen Dorfes ein. Dort nahmen sie elf Mitglieder des israelischen Teams als Geiseln. Zwei der Israelis wurden in den ersten Stunden getötet. Neun weitere starben am Abend bei einer missglückten Befreiungsaktion auf dem Fliegerhorst Fürstfeldbruck; bei der Schießerei starb auch ein deutscher Polizist. Fünf der Terroristen wurden ebenfalls an diesem Abend getötet.

Offene Anliegen

Mit der neuen Gedenkstätte erleben die Angehörigen, wie sie es formulierten, ein Stück weit Befriedigung – das Beharren auf die Gedenkstätte habe sich ausgezahlt. Doch der Kampf geht weiter: Im Raum steht die Frage nach der Kompensation durch Deutschland, aber auch nach einer Gedenkminute während der Eröffnung Olympischer Spiele. Immerhin: Bei den Spielen in Rio de Janeiro im Jahr 2016 gab es erstmals einen Ort der Trauer für Menschen, die bei Olympischen Spielen getötet wurden.

Auf diese Aspekte ging der israelische Präsident Rivlin in seiner Rede ein. Israel warte noch immer auf eine Gedenkminute, betonte er im Beisein des Präsidenten des Internationalen Olympischen Komitees, Thomas Bach. „Unsere Brüder waren nicht nur Söhne des Staates Israel – sie waren Söhne der olympischen Familie. Eine Familie, die jahrelang die Fürsorge verweigerte.“ Die Angehörigen zeigten sich an diesem 6. September zuversichtlich, dass sie auch diesen Kampf für sich entscheiden werden. |

Eine außergewöhnliche Rettung

Als erster Araber erhielt Mohammed Helmy den Titel „Gerechter unter den Völkern“ von der Holocaustgedenkstätte Yad Vashem. Wie der Ägypter die jüdische Jugendliche Anna Boros vor den Nachstellungen der Nazis rettete, erzählt das lesenswerte Buch „Der Muslim und die Jüdin“ von Ronen Steinke.

Elisabeth Hausen

Hinter dem Buchtitel „Der Muslim und die Jüdin“ könnten unwissende Leser eine Entführungs- oder Liebesgeschichte vermuten. Doch der Untertitel macht deutlich, worum es geht: „Die Geschichte einer Rettung in Berlin“. Der Retter war der ägyptische Arzt Mohammed Helmy, der in Berlin Medizin studiert hatte und dort nach 1933 unter anderem im Krankenhaus Moabit praktizierte. Er nahm sich in der Zeit der Verfolgung der Enkelin einer Patientin an: der Jüdin Anna Boros. Für das spannende Buch hat Autor Ronen Steinke die wenigen vorhandenen Quellen gut verwertet und relevante Hintergrundinformationen eingeflochten; so schildert er etwa die Lage der Muslime im Dritten Reich oder das muslimisch-jüdische Miteinander im Berlin der 1920er Jahre. Auf Spekulationen zu möglichen Empfindungen der handelnden Personen verzichtet er fast vollständig. Da die Geschichte nicht streng chronologisch erzählt wird, kommt es zu Wiederholungen, die zumindest teilweise vermeidbar gewesen wären. Doch die allermeisten Informationen sind relevant.

Anna überlebte den Holocaust, weil Helmy sie als seine Nichte und muslimische Assistentin Nadja ausgab. Vorher hatte er ihre Mutter und Großmutter bei Bekannten untergebracht. Die junge Jüdin lebte bei Helmy und dessen deutscher Verlobter Emmy, die er erst nach dem Zweiten Weltkrieg heiraten durfte. „Gemeinsam inszenierten sie ein riskantes Schauspiel als zwei Muslime, die treu zum NS-Staat standen“, schreibt Steinke.

Tatsächlich gelang es ihnen, die Nationalsozialisten zu täuschen. Das ging so weit, dass der Arzt und seine Assistentin eines Tages zu einem besonders prominenten und antisemitischen Patienten gerufen wurden: dem Großmufti von Jerusalem, Mohammed Amin al-Husseini,



Anna hielt bis zum Ende seines Lebens Kontakt mit ihrem Retter

der Adolf Hitlers Gastfreundschaft genoss. „Falls ein Mitarbeiter des Muftis sie angesprochen haben sollte, konnte Anna vielleicht noch ausweichen, indem sie erzählte, worauf sich Helmy und sie für solche Fälle abgestimmt hatten: dass sie seit ihrer Kindheit in Dresden gelebt und leider, leider nie richtig Arabisch gelernt habe“, merkt Steinke an. Doch die beiden dürften froh gewesen sein, als sie die Situation unbeschadet überstanden hatten.

Besuche bei Verwandten

Der Autor betont, dass er die Geschichte vom Muslim und der Jüdin heute nicht mehr aus erster Hand erfahren könne: „Anna ist 1986 in New York gestorben, Helmy 1982 in Berlin.“ Doch hat er Dokumente studiert und mit Angehörigen der beiden Protagonisten gesprochen. Anschaulich beschreibt er seine Besuche in Ägypten und den USA. Dabei verschweigt er auch nicht die negative Einstellung der

ägyptischen Verwandten gegenüber dem jüdischen Staat: Als die Jerusalemer Gedenkstätte Yad Vashem Helmy posthum als „Gerechter unter den Völkern“ ehren wollte, lehnten die Erben diesen Preis ab. „Man habe doch gewusst, wohin das führen würde“, merkt Steinke dazu an. „Juden würden nach Palästina kommen. Es würde Probleme verursachen. Deshalb hätten Muslime handeln und Hitler stoppen müssen. So wie es Helmy getan habe.“

Der Autor fragt sich, was den Muslim wirklich zu seiner Tat gebracht hat. Auch Helmy war schließlich gefährdet – obwohl die Nazis zwischen Juden und Muslimen differenzierten. Er war sogar zwischenzeitlich inhaftiert, weil sie Deutsche aus ägyptischer Haft freipressen wollten. Ein Grund für sein Handeln sei der Wunsch nach einer heimlichen Rache an den SS-Ärzten im Krankenhaus Moabit gewesen, vermutet Steinke. Die Naziführung hatte nämlich die kompetenten jüdischen Ärzte durch Gesinnungsgenossen ersetzt, die keine Ahnung von dem Beruf hatten.

Naturgemäß zeichnet der Verfasser ein positives Bild von Helmy, geht aber auch auf irritierende Eigenschaften wie Übermut gegenüber den Nazis ein. Auch bei der jüdischen Familie, vor allem der charakterlich schwierigen Großmutter, lässt er diese Aspekte nicht aus. Das macht das Buch besonders glaubwürdig. |

Ronen Steinke:
„Der Muslim und die Jüdin. Die Geschichte einer Rettung in Berlin“, Berlin Verlag, 208 Seiten, 20 Euro, ISBN: 978-3-8270-1351-4



FIKTION

50 Jahre nach dem „Sechs-Tage-Krieg“

Als am 5. Juni 1967 die israelische Armee mit wuchtigen Luftschlägen präventiv den Krieg begann, war nicht abzusehen, was eine Woche später Wirklichkeit sein würde. Militärexperten betonen immer wieder, dass im Krieg nur die ersten Stunden planbar seien. Denn auch der Gegner habe Ziele und Strategien. Und noch wichtiger: Was ist nach dem Krieg und Sieg? Aktuell ist das in Afghanistan zu sehen und im Irak. Wie geht es weiter, wenn die Waffen schweigen?

Dreimal „Ja“

Als die arabischen Nachbarn Israels den ersten Schock der Niederlage überwunden hatten, begann das Nachdenken. Vor allem Jordanien sprach für den Kurswechsel. König Hussein war widerwillig in diesen Krieg gezogen. Israel hatte gewarnt, doch er war in die ägyptische Falle gelaufen. Nun kamen neue Signale aus Amman. In Zweiergesprächen war es dem König gelungen, die anderen Machthaber zu überzeugen. Schließlich lenkte Ägypten ein, auch Syrien wurde gewonnen. So zogen die Kriegsverlierer Ende August 1967 zur arabischen Gipfelkonferenz nach Khartum. Die Saudis hatten angekündigt: Nein zu Israel. Kein Frieden, keine Diplomatie, kein Handel – dreimal „Nein“. Doch am Ende wurde das Gegenteil verabschiedet: Ja zu Israel, ja zu Diplomatie, ja zu Handel! König Hussein und Tunesiens Präsident Burgiba konnten sich durchsetzen. Schweden hatte sich für Vermittlungen angeboten und Stockholm als Verhandlungsort vorgeschlagen. Ein Jahr nach Kriegsende begannen die zweijährigen Friedensgespräche mit Israel. „Land für Frieden“ wurde umgesetzt: die Sinai-Halbinsel ging zurück an Ägypten. Schwieriger war es mit der Rückgabe des Golan. Offiziell erhielt Syrien die volle Souveränität, gab jedoch für 99 Jahre das von Israel eroberte Gebiet an den jüdischen Staat zur Pacht. Israel finanzierte mit US-Hilfe den Aufbau einer neuen Stadt Kuneitra in Syrien. Die Stadt wurde in den achtziger Jahren ein israelisch-arabisches Handelszentrum. Hier bündelten sich die Wirtschaftskontakte zwischen Israel, Syrien, Irak, Saudi-Arabien und Jordanien. Auf der anderen Seite wurde Kairo zum Drehkreuz der Beziehungen nach Ägypten, Libyen, Marokko und Tunesien. Israel erhielt arabisches Öl. Die arabischen Staaten profitierten von israelischer Wissenschaft und Technik.

„Ja“ zu Israel

Die großen Verlierer im Sechs-Tage-Krieg waren die Palästinenser, jene Araber in dem bis dahin jordanisch besetzten Westjordanland und dem ägyptisch besetzten Gazagebiet. Doch am Ende wurden sie die großen Gewinner. Sie gewannen ihren Staat. Denn das dreimal „Ja“ der arabischen Staaten beförderte auch ein Umdenken in den Kreisen der Palästinenser. Die PLO-Führung um Jasser Arafat hatte sich selbst ins Abseits gespielt. Eine neue Führungselite sagte „Ja“ zu Israel und beförderte so das Anliegen staatlicher Autonomie; auch in Israel hatte ein Umdenken eingesetzt. 1980 wurde ohne Krieg und Terror eine staatliche Existenz möglich. Eigenes Militär hatte der neue Staat nicht, dafür wurde stolz eine eigene Währung präsentiert, der palästinensische Dinar. An den jordanischen Dinar gekoppelt, war es doch eigenes Geld. Internationales Geld bescherte dem Gazastreifen einen Sprung in die Moderne. Bereits Ende der neunziger Jahre sprach man vom nahöstlichen Singapur, einem Wirtschaftswunder vergleichbar mit dem fernöstlichen Original.

Fünfzig Jahre nach dem Krieg 1967 ist das alles nicht die Wirklichkeit. Die erklärten Kinder des Stammvaters Abraham sind noch immer Feinde. Doch es gibt Hoffnungszeichen wie die saudische Friedensinitiative von 2002. Erst der Messias Israels wird endgültig Frieden bringen. Dann wird das Psalmwort offenbar: „Siehe, wie fein und lieblich ist's, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen!“ |



Was wäre wenn? Eine offene Frage und eine spekulative Antwort. Was wäre, wenn 1948 die arabischen Armeen den Krieg gewonnen hätten? Dann gäbe es keinen Staat Israel. Was wäre, wenn 1967 nach dem israelischen Sieg die arabisch-islamischen Staaten statt dreimal „Nein“ einfach „Ja“ zum Angebot „Land für Frieden“ gesagt hätten? Eine Fiktion von Egmond Prill

SCHECHINGER *Tours*
 Mit Schechinger-Tours nach Israel

**Israel-Reise
 über den Jahreswechsel**
 mit Pastor Wolfgang Wangler
 (Pfalzgrafenweiler),
 Liedermacher Andreas Volz (Kirchheim/Teck),
 sowie Walter und Marianne Schechinger
 (Wildberg-Sulz am Eck)
 vom 26.12.2017 – 05.01.2018

Israel-Kennenlern-Reise
 mit Schechinger-Tours-Team
 vom 18.02.2018 – 25.02.2018

Israelreise – Wenn die Wüste blüht
 mit Pastor Wolfgang und Sieglinde
 Wangler (Pfalzgrafenweiler),
 Walter und Marianne Schechinger
 (Wildberg-Sulz am Eck)
 vom 01.03.2018 – 11.03.2018

Israel-Osterreise
 mit Johannes und Gisela Vogel
 (Bibel-Center Breckerfeld),
 Walter und Marianne Schechinger
 (Wildberg-Sulz am Eck)
 vom 25.03.2018 – 05.04.2018

Israel-Festreise-Pfingsten
 mit Pastor Wolfgang Wangler
 (Pfalzgrafenweiler),
 Walter und Marianne Schechinger
 (Wildberg-Sulz am Eck)
 vom 21.05.2018 – 01.06.2018

**Israel-Erlebnisreise
 „Wüste, Meer & mehr“**
 mit Markus Schechinger (Wildberg-Sulz am Eck)
 vom 29.07.2018 – 08.08.2018

Israel-Reise
 mit Lutz Scheufler (Waldenburg),
 Walter und Marianne Schechinger
 (Wildberg-Sulz am Eck)
 vom 08.10.2018 – 17.10.2018

Bitte fordern Sie unsere Reiseprospekte kostenlos an!

SCHECHINGER *Tours* Walter Schechinger
 Im Kloster 33 • D - 72218 Wildberg-Sulz am Eck
 Tel. 07054-5287 • Fax 07054-7804
 e-mail: info@schechingertours.de • www.schechinger-tours.de

israelnetz

Kalender 2018

jetzt neu!

Israel2018 classic

Israelnetz-Kalender 2018 „classic“

9,00 € zzgl. Versand

Der Israelnetz-Kalender „classic“ zeigt bekannte und interessante Motive aus dem Heiligen Land. Das praktische Kalendarium enthält neben den christlichen und gesetzlichen Feiertagen auch die jüdischen Festtage mit einer Erklärung.

Der Israelnetz „classic“ Wandkalender hat ein Format von 48 x 34 cm, ist auf hochwertigem Papier gedruckt und exklusiv bei Israelnetz erhältlich.

jetzt bestellen!
 (06441) 915152
 israelnetz.com